

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

 Sechster Jahrgang.

Halbjährlicher Preis 4 fl., postfrei 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6. fl. C. W. — Man pränumeriert im Kommissionärsamt zu Osn, in J. Tomasas Kunsthandlung in Pests und bei allen k. k. Postämtern.

Bilder aus der Südsee.

6. Hawaji.

So schildern uns die Reisenden die erste Sandwichinseln, welche sie erblickten. Es ist Hawaji (Owyhi), wo Cook umgekommen. Noch wird von den Enkeln der Mörder der Fels gezeigt, an den geslehnt er die letzte tödtliche Wunde erhielt, auch die Höhle im Lavaboden, worin man seinen Körper (aus Pietät) röstete und verbrannte, um seine Gebeine im Tempel des Gottes Hono zur Verehrung auszustellen. Im Jahr 1819 ward bekanntlich unter dem Könige Niho Niho der Gözendienst auf Antrag des Monarchen abgeschafft, indem man fand, daß die hölzernen häßlichen Götter dem Volke nichts nutzten und ihre Verehrung lästig werde. Der König ah mit seinen Großen von dem heiligen Fleisch, der Gott bonnerte nicht und somit war der Tabu gebrochen. Die Priester machten zwar eine Empörung, allein in einer 36stündigen Schlacht wurden die Anhänger des Alten total geschlagen, größtentheils ausgerottet, die Gözen blieben abgeschafft, allein das Christenthum wurde um deshalbs noch nicht eingeführt, und die Insulaner blieben als Freigeister lange Zeit ohne Religion.

In diesem Zustande besuchten Eyermann und Bennet die Insel, und sahen nun, gewiß zum Theil durch gefärbtes Glas alles

schlechter als auf den Gesellschaftsinseln. Das geht bis zu den Fräch-
ten und Thieren hinab, die alle geringer, minder wohlschmekend
sind. Mit einer Genugthuung erzählten sie die skurile Sitte, daß
die Trauernden hier zur Ehre für den todtten Freund sich einen
Zahn ausschlagen, und es gäbe wenig Insulaner, die aus dem Grun-
de nicht schon eine ganze Parthie verloren hätten! Von ihrer An-
kunft geben sie ein Bild, das freilich von dem auf den Gesellschafts-
inseln absteht: Die Eingeborenen strömten am Ufer zusammen als wir
landeten, erhoben ein lautes Freudengeschrei, und sangen an, nach
allen Seiten herumzuspringen. Am Ufer trat uns ein alter Mann
entgegen, der einen kleinen, weißgeschälten und geränderten Stab
in der Hand trug, auf dessen Spitze ein grünes Baumblatt ange-
heftet war. Wir nahmen dies als ein Zeichen des Friedens, denn
wirklich führte uns auch der Patriarch sehr höflich zu der Wohnung
des ersten Häuptlings im Distrikte. Dieser saß mit seiner Frau am
Eingang der Hütte auf dem Boden, und nahm uns ohne aufzusehen,
sehr freundlich auf. Die Hütte bestand nur aus einem Gemach, das
an der Vorder- und Hinterseite einen Ausgang hatte; der Boden
war mit schönen Matten bedekt. Auf diese setzten wir uns, nach der
Landesitte, mit unterschlagenen Beinen nieder. Jetzt wurden beide
Thüren aufgethan, und alsobald strömten die Einwohner, Jung
und Alt, ohne alle Zeremonie herein, um die Fremdlinge anzustau-
nen. Alles, was das Auge sah, zeigte sich uns in anderer nachthei-
liger Gestalt, als wir es in den Christen-Gemeinden der Gesell-
schaftsinseln gewohnt waren. Die Frauen trugen nur eine ganz
geringe Bedekung um den Unterleib, während eine besondere Art
von Kopfbedekung ihnen ein sehr häßliches Aussehen gab; das Vor-
derhaar war auf zwei Zoll lang geschnitten und mit einer Art von
Wörtel gewickelt, daß es borstenartig emporstand. Das Haar unsers
Gastwirthes war in einen Knoten auf der Krone seines Hauptes auf-
gewickelt, und ein ähnlicher Knoten seines Bartes hing unter seinem
Kinn. Die Haken seiner Gemahlin waren nicht gepudert wie die an-
dern, aber ihr Körper war ziemlich tätowirt. Die einzige Zierrath
im Hause war das Bildniß eines Insulaners und seiner Gattin, das
aus Cooks Reisebeschreibung genommen war. Jetzt wurde uns ein ein-
faches Mittagessen vorgesetzt, das von Kolosnüssen, einer Flüssigkeit
von Zukerrohr und einer geschmacklosen Wurzel bestand, von welcher
uns ein Stück in der Größe eines Mannschenfels vorgelegt wurde. Wir
genossen nur wenig, und wanderten jetzt mit dem Häuptling in das
heuschichte Dorf. Die Einwohner boten uns mit ihren fast ganz
entblödeten und geschmacklos verzierten Körpern einen schmerzhaften

Ab-
und
nach-
mein
Bern-
getle-
für
was

es ge-
Was
über-
und
heißt
schaff-
der n-
leben
träum-
haben
ner f-
sen d-
haben
Chris-
schle-
Philo-
digen
werde
Heide-
Men-
eines
Man-
Zust-
und
sonde-
von
finden

Nabliß dar. Einer derselben, der eine englische Schürze trug, gab uns zu verstehen, er sei ein Priester, und als solcher bei einem benachbarten Hözen-Tempel angestellt. Die Frauen gingen im allgemeinen kaum mit einer Schürze und mußten deshalb manche harte Verweise aushalten von den Tahitißchen, die schon christlich-europäisch gekleidet gingen und jenen sogar erklärten, sie würden sie gar nicht für Frauen erklären, bis sie sich Hemden und Unterröcke anschafften, was unsern Missionären wieder zu großer Genugthuung gereicht.

7. Die Sandwichsinseln.

Das Bild der Sandwichsinseln im Allgemeinen ist, wenn man es gegen das der Gesellschaftsinseln hält, kein durchaus erfreuliches. Was die Missionäre berichten stimmt darin mit andern Nachrichten überein. Die Sonne der Kultur hat geschienen, gebrannt, versengt und noch zu keinem selbstständigen Gedeihen gefördert. Mit Recht heißt es in Bennet und Tyermanns Werke: Wer die wahre Beschaffenheit des Naturzustandes unsers Geschlechts kennen lernen will, der muß nicht jene empfindsamen Bücher und Romane des Menschenlebens fragen, die sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in träumenden Bildern von der Unschuld der Menschennatur überboten haben, und uns von der harmlosen Einfalt dieser glücklichen Insulaner so viel Poetisches zu sagen wissen, sondern er muß selbst in diesen Naturzustand, wie er lauter und wirklich ist, hineingesehen haben, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß das Evangelium Christi die höchste Wohlthat ist, die je dem gefallenen Menschengeschlecht gebracht werden kann. Solche träumenden Philosophen und Philantropisten, die es wohl noch bedauern mögen, daß die unschuldigen Heiden durch Missionarien in ihrem seligen Frieden gestört werden, sind eben so unbekannt mit der wahren Lebensgeschichte der Heidenwelt, als sie nichts davon wissen, daß das unwiedergeborene Menschenherz, sei es nun das Herz eines sogenannten Heiden oder eines sogenannten Namenchristen, ein trotzig und verzagt Ding ist. Man kann mit Zuversicht behaupten, daß diese Insulaner in einem Zustande der Natur, aber nicht in einem Zustande der Unschuld sind; und Thatsache ist es, daß sie sich in diesem Zustande nicht glücklich, sondern elend fühlen, denn ihr Naturzustand besteht in einem Abfall von der Unschuld, ohne die Kraft der Wiederherstellung in sich zu finden.

Die Ausrufer in Neapel.

In einer Stadt, wo alles nur Erdenkliche in den Straßen ausgerufen wird, nicht etwa bloß von ambulanten Herumträgern, sondern auch von den stationären Verkäufern, Obsthändlern u. s. w., ja selbst Fleischern, und wo die Virtuosität des Schreiens wie sonst nirgends zu Hause ist, müssen natürlich die Ausrufer eine große Rolle spielen.

Keine kleine Zugabe zu dem vielfältigen Ungemach, dem der Fußgänger in den lebhaften Straßen ausgesetzt ist, sind diese Sten-torstimmen, die das Ohr gräßlich zerreißen. Dem Eingebornen macht dieser unbeschreibliche Lärm gewiß eben so viel Vergnügen, als er uns Fremden lästig fällt; denn man hat keinen Begriff von der leidenschaftlichen Liebe der Neapolitaner für alles, was recht lärmend und betäubend ist. Die Kanonenschläge bei den häufigen Kirchenfesten sind für sie wahre Tyrenenmusik. Um diese einigermassen im Kleinen nachzuahmen, machen die Gassenbuben Kugeln von Thon, die sie in der Mitte aushöhlen und so mit Gewalt an die Erde werfen, wo sie dann, wenn es glückt, einen Knall wie der eines Pistolenschusses hervorbringen. — Doch wieder zurück zu unsern Ausrufern. — In andern Städten ruft man fast ohne alle Ausnahme die zu verkaufenden Gegenstände bei ihrem Namen aus; hier geschieht dies fast nie. Zuweilen ist es eine Metapher, z. B.: Ah! che belli mustaccioli! (süße Pfefferkuchen), um Kastanien anzupreisen, weil beide dieselbe Farbe haben; oder: Ah! che Montagna di Somma! womit man Weintrauben empfiehlt. Die Kirschchen werden zu Korallen, die Feigen sind Honig, das Brod Manna u. s. w. Oft beschränkt man sich auch auf eine allgemeine Empfehlung, z. B.: A la compra a buon prezzo! (zum wohlfeilen Einkauf), was für jeden Artikel gelten könnte, hier aber nur Nutzen bedeutet; oder: come fina! come fina! (wie fein, wie fein!), worunter man wieder alles mögliche sich vorstellen kann, aber schwerlich auf Branntwein ratheo würde, der allein dadurch bezeichnet wird. Hierbei muß ich im Vorbeigehen als auffallend bemerken, daß dieser häufige, schon vor Tagesanbruch beginnende Ruf beweist, wie viel mehr Branntwein hier getrunken wird, als sonst im Süden. Manchmal hört man auch wohl bloß den Preis ausrufen; am häufigsten: una pubblica, d. h. 1½ Gran, nämlich eine kleine Kupfermünze, auf deren einen Seite publica commoditas steht, welsch erstereß Wort die Neapolitaner nach ihrer untöblichen Weise in publica oder auch pubeca verdreht haben. Jedermann weiß dann schon, was und welches Maas

man für diese Münze anbietet. Ein sehr gewöhnlicher Ruf ist auch: Ah! che belle cose! — ah! che bellezza! Dieser wird von den heterogensten und oft am wenigsten den Schönheitsfinn ansprechenden Gegenständen gebraucht, so wie alles überhaupt bello oder bravo ist. Strümpfe sind brav, „brave calzette“, und die häßlichsten, freilich wohlschmelenden Meerprodukte sind schön: „belle angine“ (schöne Meerigel) u. s. w. Zuweilen ist der bildliche Ausdruck so gewagt, daß er etwas, von dem Gemeinten ganz Verschiedenes bezeichnet; wer dächte z. B. an Stokfisch, wenn man fette Hennen ausrufen hört: ah! che Galline! oder vollends an Rüsse bei Wachtelchenkeln: „Zampe di quaglia.“ Alles dies wird mit so entsetzlicher Anstrengung geschrien, daß man alle Augenblicke glaubt, dem Schreier müssen die Halsadern bersten. — „Alicci, alicci!“ (Sardellen) ist besonders ein fürchterlicher Ruf, um so beschwerlicher, als er zu jeder Stunde vom frühen Morgen bis spät in die Nacht gehört wird. Steht man daher von weitem einen Lazzarone mit einem kleinen, horizontal getragenen Korbteller kommen, so gehe man ihm ja aus dem Wege, wenn man kein neapolitanisches Ohr hat.

Was ferner das hiesige Straßengefchrei von dem in andern großen Städten, wenigstens in den mir bekannten, Madrid, London und Paris, ausgezeichnet ist, daß es hier beinahe die Uhren entbehrlieh macht; denn man hört regelmäßig an demselben Ort denselben Ruf um dieselbe Stunde, jedoch verschieden in den verschiedenen Gegenden der Stadt, so daß man, wenn man ein anderes Stadtviertel bezieht, sich erst wieder in diese Art von Uhr einstellen muß. Einige Beispiele hiervon mögen genügen. — Wenn ich in meiner im Viertel von Chiaja gelegenen Wohnung sehr frühe aufwache, wo vor Tagesanbruch noch Alles ganz still ist, so würde ich über die Stunde der Nacht in Ungewissheit sein, wenn ich nicht den Ruf hörte: Come lina, come lina! und daher bestimmt schließen dürfte, daß er noch eine gute Stunde vor Sonnenaufgang ist. So frühe trinken die Neapolitaner ihr Schnäpschen. Die Ziegen mit ihren Stöckchen und die Kühe mit ihren gewaltigen Schellen kommen erst viel später, und zwar jene um eine halbe Stunde vor den letztern. — Schloß ich wieder ein und wache erst auf, wenn schon die Sonne das Zimmer hell erleuchtet und ich nun besorgen muß, es möchte schon sehr spät sein, so höre ich zu meinem Trost „Fogli molle e petrosin“ rufen (weiche Blätter und Petersilie); denn nun weiß ich, daß es nicht über acht Uhr ist. Habe ich noch länger geschlafen, so schrecken mich um neun Uhr wieder andere bestimmte

Rufe aus dem Bette, und ehe ich nach der Uhr gesehen, habe ich mir Vorwürfe über meinen langen Schlaf gemacht. — So weit die Morgenruhr. Weiter am Tage, um zwölf Uhr, wo ich gewöhnlich ausgehe, bin ich gewiß, die Stunde nicht zu versäumen, denn ich kann unmöglich die gellende Stimme des alten Weibes überhören, das Mineralwasser herumträgt und abwechselnd schreit: „Ah! ehe neve d'acqua, ah! ehe frescha!“ (Welches Sidwasser! wie frisch!), welcher Ruf regelmäßig gegen Mittag ertönt. — Ganz anders ist es wiederum Abends. Wenn ich ausgehe, was selten geschieht, so bin ich gern um neun Uhr wieder zu Hause. Da habe ich nun nicht nöthig, heimlich in Gesellschaft nach der Uhr zu sehen, um zu wissen, wenn es Zeit zum Aufbrechen ist, sondern ich warte ruhig ab, bis ich in tiefen, sonoren Bastönen purpi cutti (polpi cotti, eine Art essbarer Polypen) erschallen höre, und wenn ich jetzt nach Hut und Stof greife, so bin ich sicher nicht lange nach neun Uhr zu Hause.

Dieses unablässige Schreien ist allenfalls in gehöriger Entfernung, im zweiten oder dritten Stof, bei verschlossenen Fenstern, noch auszuhalten; aber unten auf der Straße, in der Nähe bringt es oft zur Verzweiflung. Am schlimmsten kommt man im Toledo und in der Via di Chiaja weg, denn abgesehen davon, daß sich dort alle ambulanten Ausrufer zusammendrängen, haben die Kuchenbäcker der Lazzaroni daselbst an den Eken ihre Lekerbissen feil, und dies sind gerade die unbarmherzigsten Schreier, welche schlechte, in Del gebakene Kuchen in Tönen ausrufen, die gewiß in der weiten Welt einzig sind: „un grano il quarto di pizza!“ (ein Viertel Sorte um einen Gran.)

M i s z e l l e n .

Paris. Der Kochkunst steht eine Revolution bevor: ein Engländer Glick kocht mit Gas. Die Proben haben alle Erwartungen selbst eigens abgeschickter, wissenschaftlicher Leute übertroffen. Eine Taube wird in Zeit von 12 Minuten mit einem Kostenaufwand von $\frac{1}{2}$ Penny (2 $\frac{1}{2}$ Pfen. rhein.) gebraten; ein großes Stük Fleisch nicht minder. Das Fett bleibt in größerem Maße im Fleische, da die Hitze regelmäßig vertheilt ist. Man kann hiernach die Zeit des Kochens und Auftragens auf den Tisch fast zugleich annehmen. Herr Glick hat auf seine Erfindung ein Patent erhalten.

N. 3.

L o n d o n. Ein königlicher Steuereinnahmer hat neulich Reiß- aus genommen, nachdem er in 20 Jahren, ohne entdeckt zu werden, 45,000 Pfd. St. zu viel eingenommen, also von den Leuten betriege- risch erpreßt hatte. Der Ueberschuß betrug jährlich bei 2000 Pfd. St. Dierhundert Anklagen sind zugleich gegen den Betrieger einge- laufen.

M.

M ü n c h e n. Vor einigen Tagen begegneten sich in der Lud- wig-Strasse ein Gläubiger und ein Schuldner. Es entspann sich ein Streit, wobei Einer dem Andern mit dem Stiefel des Re- genschirms eine gefährliche Wunde versetzte, indem er demselben durch die Wange einen Stich beigebracht und ein Paar Zähne in den Hals geschlagen hatte.

B. Vfr.

Der Modenkourier. Nr. 16.

(Paris, 20. April 1833.)

1. Der Reißstroh verträgt jede Art Schnitt. Man verwendet ihn zu Hüten für die große Toilette, Spazierhüten und Morgenkapoten. In der letztern Gattung haben wir einige treffliche Neuigkeiten gesehen. Wir führen, z. B., eine Reißstrohkappe an, die mit rosenrothen, weißbrochirten Gazebändern ge- füttert war. Diese in dem Innern des Schirms kreisförmig angebrachten Bän- der bildeten, durch die Eintheilung der Falten, Fächer. Die Form war durch einen Strohkreifen, der mit den Bändern nicht zusammenhing, mit dem Schirm verbunden. Eine Schleife von Bändern, jenen ähnlich, welche den Schirm füt- terten, war auf dem Scheitel des Kopfes angebracht, die langen Enden fielen etwas rückwärts hinab. Unter dieser Schleife waren die Bindbänder, welche von jeder Seite der Kapote hinabgingen, angebracht. Das Bavolet war von Gazeband.

2. Ein Reißstrohhut hatte ein Hyacinthenbouquet von allen Farben seit- wärts angebracht; ein Theil der Zweige erhob sich zur Form, die andern fielen auf den Schirm. Die Bänder waren von weißer brochirter Gaze, darauf eine kleine Blümchen-Sämerei von allen Farben.

3. Die elegantesten Sommeranzüge, welche noch verfertigt werden, sind die *Tunika-ueberöde* von gestrikter Mouffelin. Diese Ueberöde, welche vorne offen sind, haben gerundete Enden und sind um so viel kürzer als das Unterkleid, daß die kleine das letztere einfassende Spitze sichtbar werden könne. Man verfertigte welche, die mit farbigem Taffet gefüttert sind; sie sind mit ei- ner artigen Stikerei umgeben. Der Gürtel ist ein vorne zugebundenes Band. Der Leib ist auf der Brust drappirt und auf dem Rücken glatt. Eine um den Hals gebundene Schärpe steht trefflich zu diesem Genre.

4. Die Mode der Blonde-Spenzer, der Mantillen oder Mantelets von schwarzen oder weißen Spitzen, dann der Mouffelin-Mantelets u. s. w. erfor- deren glatte Leibchen bei den Kleidern von etwas starken Stoffen. Damit nun diese Leibchen eine gehörig passende Taille bezeichnen, ist es fast unumgänglich noth-

wendig, daß sie vorne aus drei Stützen gemacht werden: eine Naht befindet sich in der Mitte, die beiden andern unter der Kefle; diese vereinigen zwei Hüge, die sich gegen den oberen Theil erweitern, was einen sehr guten Effekt für den Umfang hervorbringt.

5. Trotz der Einfachheit, welche die Sommeranzüge zu bezeichnen scheinen, bemerkten wir doch mehrere Kleider von Wollmousselin, Chaly &c., deren gepitzte Leibchen vorne mit drei Bandschleifen geziert waren. Auf andern Kleidern waren diese Schleifen von dem Kleide ähnlichen, geblümten Stoffstreifen gebildet.

6. Die kleinen Schürzen von Seide oder Cachemir bleiben stets zur Phantastie-Neglige angekommen. Einige junge Personen tragen auch Schürzen von gestrikter Mousselin, mit farbigem Taffet gefüttert.

7. Man verfertigt kleine Herren-Überbröle von himmelblauem Tuche. Flache Seidentressen-Borduren sind auf dieser Art Überbröle von gutem Effekte.

8. Zu Frankfurt sind die wassergrünen Tücher die größte Neuigkeit. Jene von Akantbenblättersfarbe (siehe unser heutiges Bild) werden auch stark getragen; diese Schattirung ist auch schon diesen Winter erschienen. Wir haben auch einen Frak von einem sehr lebhaft grauem Tuche gesehen.

9. Die Pantalons mit Falten erhalten sich, und, seitdem man die Seiten und das Innere des Beins ganz gerade läßt, stehen sie besser.

* * *

Nachricht an die elegante Damenwelt. Der Modenkoureur zeigt hiemit die Wohnungsveränderung eines der ersten Damenkleidermachers in Pesth an. Hr. Anton Rosmanith verläßt sein bisher gehabtes Lokale und übersiedelt in das gegenüber liegende Haus Nr. 63, auf dem Rosenplatz. Den geschmackvollen Leistungen des Hrn. Rosmanith, dem alles gelingt, nichts mißrät, der schon so manchen schlanken Wuchs, so manche edle Haltung geschaffen, eine Lobrede halten, wäre um so überflüssiger, da er bei den elegantesten Damen Pesths, Oens und Ungarns schon zu bekannt und zu anerkannt ist, als daß sie damit etwas Neues erfahren würden. Nur müssen wir unsere schönen Leserinnen auf sein neues sehr freundliches Etablissement, das, ganz nach dem Muster der ersten ausländischen Ateliers, mit Allem versehen ist, was der Nutzen und die Bequemlichkeit der schönen Kunden erheischt, aufmerksam machen. Die Werkstätte, das Garderobezimmer, das Anprobirkabinett &c. sind eben so zweckmäßig als elegant eingerichtet, und durch den erweiterten Raum, der auch eine Vermehrung der Gehilfen zuläßt, wird Hr. R. noch mehr in Stand gesetzt sein, sich den geehrten Aufträgen auch mit aller gewünschten Schnelligkeit zu entledigen.

Modenbild. Nr. 18.

Pariser Anzüge vom 16. April. Die Dame: Reiskrohhut. Gestriktes Mousselin Kleid mit Seide gefüttert. Mantelet von Spitzen. — Der Herr: Gerader Frak, die Schöße sind mit Seide gefüttert. Gerades Hütel. Breite Pantalon, vorne offen.

Herausgeber und Verleger Franz Wiefen.

No

K

Satjä
drüken
zu De

Fern
den m

Verfpe
Punkte

ligkeit
starker
Schlecht

zu emp
thun K
nonenf
hüllte
lub sie
her wi
ten un
und zw
gar so

*) D
f